

# Die Nachricht

Autor(en): **Buzzati, Dino / Dehio, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 20

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671743>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## D I E N A C H R I C H T

Der Maestro Arturo Saracino, 37 Jahre alt, schon auf der Höhe seines Ruhmes, dirigierte im Teatro Argentina die Achte Sinfonie in A-Dur, op. 137, von Brahms und hatte gerade den letzten Satz begonnen, das glanzvolle «Allegro appassionato». Er glitt also dahin auf der ersten Exposition des Themas, diesem fließenden, einförmigen, ehrlich gesagt etwas langen Monolog, in dem sich jedoch nach und nach die mächtige Ladung der Inspiration zusammenballt, die gegen Ende ausbrechen wird.

Der Zuhörer weiss das nicht, aber er, Saracino, und die Orchestermusiker wussten es und genossen daher, von der Welle des Geigenklanges sanft gewiegt, jenen heiteren trügerischen Augenblick vor dem Wunder, das binnen kurzem sie — die Ausführenden — und das ganze Theater in einen grossartigen Strom der Freude hineinreissen würde.

Plötzlich bemerkte er, dass das Publikum ihn im Stich liess. Für einen Dirigenten ist das die kummervollste Erfahrung. Aus unerklärlichen Gründen bleibt die Anteilnahme des Zuhörers aus; er wird dessen auf geheimnisvolle Weise sofort gewahr; der Raum erscheint ihm wie luftleer; die tausend, zweitausend, dreitausend unsichtbaren Fäden, die zwischen den Hörern und ihm gespannt sind, aus denen ihm Leben, Kraft und Nahrung erwächst, erschlaffen oder lösen sich auf. Schliesslich bleibt der Dirigent einsam und nackt in eisiger Einöde, mühsam ein Heer mit sich fortziehend, das nicht mehr an ihn glaubt.

Seit mindestens zehn Jahren hatte er diese schreckliche Erfahrung nicht mehr gemacht. Er konnte sich nicht einmal mehr daran erinnern, und das machte den Schlag noch härter. Auch war der Verrat des Publikums so plötzlich und so eindeutig, dass es ihm den Atem benahm.

«Unmöglich» dachte er, «Es kann nicht meine Schuld sein. Ich fühle mich heute abend in bester

Form, und das Orchester ist wie ein Jüngling von zwanzig Jahren. Es muss eine andere Erklärung geben».

Tatsächlich schien es ihm, während er krampfhaft sein Gehör anstrengte, als griffe ihm Publikum, hinter ihm, an den Seiten und oben, eine Unruhe um sich. Aus einer Loge, genau zu seiner Rechten, kam ein erstickender Schrei. Im äussersten Augenwinkel sah er zwei, drei Schatten, die aus einem Seitenausgang hinausglitten.

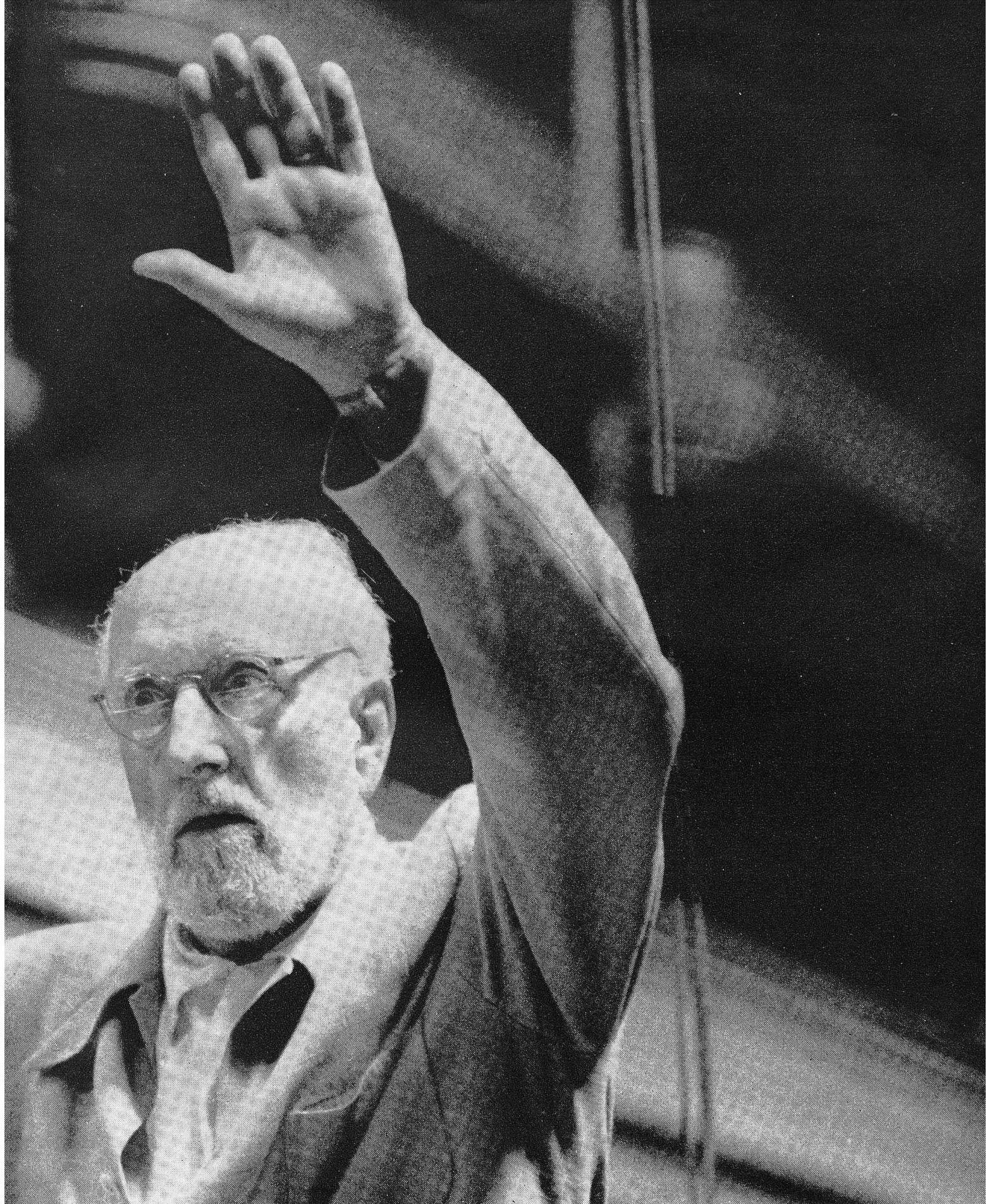
Vom Rang her gebot jetzt jemand energisch Ruhe, aber es gab nur eine kurze Atempause. Nur zu schnell, wie durch eine unaufhaltsame Gärung verursacht, begann wieder das Geflüster, von hastigen Schritten, heimlichem Rascheln und Knistern, von Schemelrücken und Türeenschlagen begleitet.

Was ging vor? Plötzlich, als habe er es in diesem Augenblick schwarz auf weiss gelesen, wusste es der Maestro Saracino. Es war eine Nachricht ins Theater eingedrungen, wahrscheinlich kurz vorher durch Radio übertragen und von einem verspäteten Hörer mit gebracht.

Etwas Entsetzliches musste irgendwo geschehen sein und drohte jetzt, über Rom hereinzubrechen. Krieg? Besetzung? Die Ankündigung eines Atomangriffes? In jenen Tagen waren die verzweiflungsvollsten Vermutungen möglich, und aus den Noten von Brahms glitten tausend angstvolle, klägliche Gedanken und machten sich über ihn her.

Wenn der Krieg ausbrach, wo sollte er seine Familie hinschicken? Sollte man ins Ausland fliehen? Aber was würde dann aus der Villa werden, die eben fertig geworden war und alle seine Ersparnisse verschlungen hatte? Allerdings, was den Beruf anging so hatte er, Saracino, wenigstens Glück. Bei seiner Berühmtheit würde er jedenfalls an keinem Ort der Erde verhungern müssen. Und dass die Russen eine Schwäche für Künstler haben, ist ja bekannt. Aber hier fiel ihm zu seinem Schrecken ein, dass er sich vor zwei Jahren sehr kompromittiert hatte, als er mit vielen anderen Intellektuellen ein antisowjetisches Dokument unterschrieb. Natürlich würden die Kollegen das der Besatzungsbehörde zutragen. Nein, nein, besser fliehen. Und seine Mutter, in ihrem Alter? Und seine kleine Schwester? Und die Hunde? Er versank in einem Abgrund von Ratlosigkeit.

Übrigens konnte es inzwischen keinen Zweifel mehr darüber geben, dass es die Nachricht von



*Ein grosser Schweizer Dirigent: Ernest Ansermet Photo H. P. Roth*

einer blitzartigen Katastrophe war. Mit jenem Minimum von Anstand, das die Tradition des Theaters gebietet, verliess das Publikum den Saal. Saracino bemerkte immer zahlreichere Lücken, wenn er zu den Logen hinauf sah.

Einer nach dem anderen gingen sie fort. Das Leben, das Geld, die Vorräte, die Evakuierung, es war keine Minute zu verlieren. Um Brahms ging es wahrhaftig nicht mehr.

Was für Feiglinge, dachte Saracino, der noch gute zehn Minuten Sinfonie vor sich hatte, ehe er sich rühren konnte.

Was für ein Feigling, sagte er jedoch gleich darauf zu sich selbst, in dem er die verabscheuungswürdige Panik ermass, von der er sich hatte überwältigen lassen.

Tatsächlich war alles in ihm und um ihn herum in Auflösung begriffen. Die nur noch rein mechanischen Zeichen seines Taktstockes übermittelten nichts mehr an das Orchester, das sich auch seinerseits über die Lage klar geworden war. Und binnen kurzem würden sie bei dem entscheidenden Punkt der Sinfonie ankommen, bei der Befreiung, bei dem grossen Flügelschlag!

Was für ein Feigling, wiederholte sich Saracino angewidert. Die Menschen verliessen das Theater? Die Menschen piffen auf ihn, auf die Musik, auf Brahms, um fortzulaufen und ihr armseliges Dasein zu retten? Und was machte das aus?

Plötzlich begriff er: Die Rettung, der Ausweg, die einzige sinnvolle und würdige Flucht für ihn wie für all die anderen war: Ausharren, sich nicht fortreissen lassen, die Arbeit bis zu Ende weiterzuführen. Er wurde von Zorn ergriffen beim Gedanken an das, was im Dämmerlicht hinter ihm geschah, was auch mit ihm geschah.

Er fuhr auf, hob den Taktstock, warf den Leuten vom Orchester einen herausfordernden und fröhlichen Blick zu und stellte wie durch einen Zauber den Lebensstrom wieder her.

Eine charakteristische absteigende Figur der Klarinette zeigte ihm an, dass sie sich jetzt kurz davor befanden; gleich musste die Loslösung beginnen, das wilde Aufbäumen mit dem die Achte Sinfonie aus dem flachen Land der Mittel-mässigkeit nach oben ausbricht und sich mit den Brahms eigenen Steigerungen in mächtigen Stössen senkrecht erhebt, bis sie siegreich, einer Wolke gleich, in erhabenem Licht emporragt.

Er stürzte sich mit einer Heftigkeit hinein, die der Zorn vervielfacht hatte. Erschauernd bäumte sich auch das Orchester auf, für den Bruchteil

einer Sekunde gefährlich schwankend, dann ging es rasend voran, unwiderstehlich.

Und da verstummten Lärm, Verwirrung, Ge-flüster, Türenschrägen, Schritte, alles Hin und Her, niemand rührte sich, alle verharrten wie angenagelt, keine Angst mehr, nur Scham, während dort oben im silbrigen Klang der Trompeten die Fahnen flatterten.

(Aus dem Italienischen von Hanna Dehio)

*Manuel Komroff*

## DER HUT DES GROSSEN NAPOLEON

Im Schloss zu Fontainbleau in der Nähe von Paris ruht in einem Glaskasten auf einem gestickten Seidenkissen Napoleons Hut. Es ist der gleiche Hut, den er trug, als er nach seiner Rückkehr von der Insel Elba im Jahre 1815 seine neu zusammengeströmte Armee begrüsst — jene Armee, die er dann auf das Schlachtfeld von Waterloo führte.

Vor diesem Glaskasten mit seinem historischen Schaustück stand kürzlich ein neuvermähltes Ehepaar. Sie war eine rotwangige Landwirtstochter, und er war ein südfranzösischer Bauernsohn. Beide verbrachten gerade ihre Flitterwochen. Ehrfurchtsvoll starrten sie auf den schwarzen Filzhut in dem Kasten. Ihre roten Gesichter und derben Hände spiegelten sich in der Glasscheibe wider.

«Er war der grösste Mann der Welt», sagte sie mit andachtsvoller, fast zitternder Stimme.

«In der Tat, er war ein grosser Mann. Er war Kaiser fast der ganzen Welt», pflichtete er etwas zögernd bei.

«Möge seine Seele in Frieden ruhen!» sagte sie ergriffen.

«Es ist bestimmt nicht leicht, Kaiser zu sein. Ich möchte nicht in der Haut eines Kaisers stecken. Wie viele Schriftstücke und Dokumente muss man da lesen...! Es kommt mir geradezu unnatürlich vor, Kaiser zu sein...»